

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 14 (1973)
Heft: 15

Artikel: Solschenizyns Weg in die Literatur. Das allerhöchste Imprimatur
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Parlament angenommenen Reformen in Kraft zu setzen.

Uruguay

Der Präsidentenputsch in Uruguay kam wahrscheinlich nur für die Einheimischen als Ueber-raschung. Der ausländische Beobachter ahnte schon seit langem, dass es, so wie die Dinge standen (totaler Parlamentsboykott der Regierung, ständige Wirtschaftssabotage seitens der kommunistisch geleiteten Gewerkschaften), nicht weitergehen konnte und der Geduldsfaden des Staatschefs Bordaberry jeden Moment reissen würde.

Gewöhnlich werden in Lateinamerika die Staatsstreichs vom Militär durchgeführt, und ihr markantestes Opfer ist der Präsident. Uruguays Uhren schlugen anders — einmal mehr. Es war der Staatschef Bordaberry, der den Militärs die Anweisung gab, das Parlament und, kurz danach, auch die kommunistisch geleitete Gewerkschaftszentrale aufzulösen.

Der Entschluss des Präsidenten Bordaberry kam für die meisten seiner Landsleute eher überraschend, da sie das baskische Temperament dieses braven Familienmannes, Vater von acht und bald von neun Kindern, unterschätzt hatten. Es wurde allgemein angenommen, dass der profillose Bordaberry, der seinen Aufstieg gerade dieser Unscheinbarkeit verdankte, ein unkompliziertes Werkzeug entweder der Politiker oder der Generale werden würde. Man irrte sich. Weder noch. Als nämlich die Tupamaros ihre blutigsten Aktionen durchführten, rief Bordaberry das Militär, damit dieses die Terroristen erbarmungslos bekämpfe und zerschlage. Nachdem die Offiziere diesen Befehl einstweilen erfolgreich ausgeführt hatten, betrachteten sie sich als Retter der Nation, und ihr Machtappetit begann. Nun sah sich Bordaberry auf einem neuen Gebiet bedrängt: auf der einen Seite standen die ewigen Politikaster beider traditionellen Parteien Uruguays — Blancos und Colorados —, die sich stimmenmässig im Parlament die Waage hielten, immer weniger Arbeit leisteten und immer mehr Privilegien für sich forderten; auf der anderen die Generale, die, empört über die im Lande herrschenden Zustände, kurzen Prozess machen wollten.

Bordaberry spielte eine Zeitlang beide gegeneinander aus, ohne von den Vertretern dieser beiden Machtpole ganz ernst genommen zu werden. Nachdem er Anfang Februar erfolgreich die erste Krise überstanden hatte, reifte in ihm der Gedanke, Parlament und Kommunismus an die Kandare zu legen, indem er dem Heer die Mission übergab, die entsprechenden Pläne auszuarbeiten, um solch ein Unterfangen erfolgreich zu meistern.

Dreieinhalb Monate später war es soweit. Mit einer Unterschrift wurde das Parlament nach Hause geschickt und mit einer anderen die Führer der kommunistischen Gewerkschaften steckbrieflich gesucht. Bordaberry hat vorläufig auf der ganzen Linie gesiegt. Dass er dadurch notgedrungen unter den Druck der Generale gerät, stört ihn offenbar nicht, denn die Ziele des Heeres sind auch die seinigen: Säuberung des Staatsapparats und der Wirtschaft von Korruption und Sabotage.

Wie die Folgen dieses Putsches in Uruguay aussehen werden, kann nicht vorausgesagt werden; schliesslich fand der letzte Staatsstreich vor etwa

40 Jahren statt. Betroffen sind in erster Linie die 130 Mitglieder der beiden Kammern, die sich, soweit sie sonst keinen Beruf ausüben, eine neue Existenz schaffen müssen. (Die Mitglieder der ebenfalls aufgelösten Stadträte dienen unentgeltlich). Schlimmer wird es freilich den kommunistischen Funktionären in den Gewerkschaften ergehen. Diese «Berufsrevolutionäre», wie sie sich gern bezeichnen, werden nicht nur einer Arbeit nachgehen müssen, falls sie nicht ein Weiterwirken im Ausland vorziehen, sondern vor allem ihren Moskauer Protektoren (die uruguayische KP ist betont prosovjetsch) Rede und Antwort stehen müssen. Denn auch in Moskau war man offensichtlich völlig überrascht von den Ereignissen in Uruguay. Die Fehlinformation gründete auf Agentenberichte in Monte-

video; als Quittung sind Säuberungen im Parteiapparat zu erwarten.

Inzwischen hat die Regierung, um sich den Goodwill der Bevölkerung zu sichern, die Gehälter, Pensionen und Löhne erhöht und gleichzeitig die Preise einfrieren lassen. Die Zeche bezahlen die Landwirte, deren Steuern verdoppelt werden. Hiermit erreicht Bordaberry (der selbst ein mittlerer Gutsbesitzer ist) mit linker Taktik rechtsgerichtete Ziele. Das passt den Kommunisten natürlich erst recht nicht, denn sie tun immer so, als ob sie sämtliche sozialen Reformen gepachtet hätten.

So versucht Bordaberry aus der Not, ein Pufferstaat zu sein (wie es Uruguay nun einmal geopolitisch ist), eine Tugend zu machen.

Solschenizyns Weg in die Literatur

2

Das allerhöchste Imprimatur

Valerij Tarsis zur Entstehung des «Iwan Denissowitsch»

Wie kam es, dass Alexander Solschenizyn, heute unter den Vorzeichen des Neostalinismus ohnehin geächtet, wenigstens unter Chruschtschow vor zehn Jahren in der Sowjetunion seinen «Tag im Leben des Iwan Denissowitsch» veröffentlichen konnte? Auch im damaligen «Taufwetter» war das Anpacken des tabuisierten Lagerthemas alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Es bedurfte dazu der Zustimmung des Partei- und Regierungschefs, einer besonderen politischen Konstellation und nicht zuletzt der vorbehaltlosen Unterstützung durch Alexander Twardowskij, dem damaligen Chefredaktor von «Nowyj mir» und selbstlosen Förderer jener Literatur, die von der verlogenen Schablone wegzukommen suchte. Die Samisdat-Zeitschrift «Wetsche» brachte letztes Jahr Aufzeichnungen von Solschenizyns erster Frau, Natalja Reschetowskaja, die jetzt im Westen zugänglich geworden sind. Sie zeigen Solschenizyns Weg in die Literatur. Valerij Tarsis fährt hier mit seinem Bericht darüber fort. Zur Zeit der Jahreswende 1961/62 stand das Schicksal der Novelle noch völlig offen. Die ganze «Nowyj mir»-Redaktion war von ihr begeistert, glaubte aber nicht eigentlich an eine Genehmigung durch die Zensur.

Solschenizyn zweifelte auch daran, dass man den «Iwan Denissowitsch» veröffentlichen werde, ungeachtet der begeisterten Beurteilung durch Twardowskij, des Vertrags und des Vorschusses von 1000 Rubeln — für ihn eine kolossale Summe. Er schrieb seinem Freund Kopelew: «Die Redaktion hat die Absicht, es zu drucken, aber die Chancen dafür sind gering, es hängt nicht von ihr ab.»

Ueber Twardowskij schrieb Solschenizyn am 18. Januar 1962 an Subow: «Von Alexander Trifonowitsch hängt bei weitem nicht alles ab, denn alles, was von ihm abhing, hat er getan.»

Zunächst Handabschriften und Photokopien — also Samisdat

Solschenizyn traute den Behörden nicht. Die Reschetowskaja drückt das so aus: «Jetzt, da er aus dem ‚Untergrund‘ hervorgetreten war, musste man daran denken, die Manuskripte noch irgendwo ausser Hauses aufzubewahren.»

Er fuhr hie und da nach Moskau. Und endlich kaufte sich Solschenizyn dort einen anständigen grauen Anzug — bis dahin war er anscheinend wie die meisten Sowjetmenschen mit abgetragenen Kleidern zufrieden gewesen. Auf die Redak-

tion des «Nowyj mir» brachte er die Erzählung «Matrjonin dwor», die im Manuskript hiess «Ein Dorf kann nicht ohne Gerechten bestehen». Vielsagend ist Twardowskij's Beurteilung: «Der Erzähler ist mitfühlend, nicht verbittert, hat das Interesse für das Leben nicht verloren... Aber allzu christlich seine Einstellung dazu.» Und zum Abschluss die Worte: «Werden Sie bloss nicht politisch abgestanden, ich bitte Sie!»

Der Redaktion gefiel die Erzählung sehr, aber fast alle waren überzeugt, dass die Zensur sie verbieten würde. Vorderhand war ja auch die erste Novelle noch nicht publiziert. Eine Redaktorin sagte zu Solschenizyn: «Wenn ich dafür, dass der ‚Iwan Denissowitsch‘ veröffentlicht wird, meine Karriere opfern müsste — ich täte es.»

Die Monate vergingen. Aus Moskau keinerlei aufmunternde Nachricht. Solschenizyn arbeitete weiterhin in der Schule, widmete indessen seine ganze freie Zeit der Arbeit am «Ersten Kreis». Er schrieb den Roman schon zum sechsten Mal um.

Unterdessen liess man im «Nowyj mir» wie üblich das Manuskript des «Iwan Denissowitsch»



Twardowski und Solschenizyn



kopieren, Enthusiasten schrieben es für sich ab (Ilja Ehrenburg machte sich auch eine Photokopie) — und die Novelle war im Samisdat.

Twardowski selbst sagte zur Schriftstellerin Vera Panowa: «Sie können's glauben oder nicht — ich habe in der Redaktion das Manuskript eines neuen Gogol liegen.»

Sogar die bekannte Kommunistin und Ex-Tschechistin Jelena Ussijewitsch, die als Kritikerin arbeitete, verglich Solschenizyn in ihrer späteren Rezension mit Tolstoj. Sie schloss ihre Besprechung so: «Die Schaffung dieser Novelle ist eine Heldentat, die Hochachtung verdient.»

Das sollte Chruschtschow lesen!

Wohl über 500 Exemplare des «Iwan Denissowitsch» wurden, vor allem in Moskau, schon von Hand zu Hand gereicht. Das Bedeutsamste dabei: sie kam Chruschtschows Referent V. S. Lebedew in die Hände. Dieser äusserte seine Meinung gegenüber Twardowski; wenn einige unerlässliche Aenderungen gemacht wären, sollte Chruschtschow selbst das Manuskript lesen. Solschenizyn reiste eben mit seiner Frau durch Sibirien, trug sich sogar mit dem Gedanken, sich am Bajkalsee niederzulassen. Telegraphisch bestellte ihn Twardowski nach Moskau. An einer Redaktionssitzung machte man Solschenizyn mit den Bemerkungen von Chruschtschows Referent bekannt, aber der Schriftsteller sagte: «Ich gehe nicht auf Aenderungen ein, welche die Harmonie meiner Arbeit zerstören würden oder gegen mein Gewissen wären.» Einige nicht prinzipielle Aenderungen war er indessen bereit vorzunehmen.

Damals besuchte ihn der namhafte nonkonformistische Schriftsteller Viktor Nekrassow und lobte die Novelle ebenfalls sehr. Nekrassow erzählte ihm, dass in Italien und in Polen, wo er gewesen war, Twardowskij's Autorität sehr gross sei und der «Nowyj mir» hoch im Kurs stehe. Eine Frage hatte er an Solschenizyn: «Sag mir, wie konntest du hundert Prozent Wahrheit schreiben? Worin besteht das Geheimnis deines Schaffens?»

Solschenizyn antwortete: «Nun — darin, dass man dich kopfveran in die Hölle gestossen hat — dann schreibst du eben...»

Inzwischen machte die Reschetowskaja auch einiges durch. Sie hat ihr nachmaliges Schicksal vorhergeahnt: «Ich verstand, vor ihm eröffnete sich

tatsächlich eine Neue Welt (= *nowyj mir*)! Wird er mich mit sich nehmen? Ich bin um so mehr beunruhigt, als ich die besonderen Seiten im Wesen meines Mannes, die das Leiden dann bewältigte, seit der Jugend kenne. Wie wird der Ruhm auf ihn wirken? Wie, wenn dieser Wirbel seiner bemächtigt und ihn in schrecklicher Geschwindigkeit des Strudels von seiner ‚Polownotschka‘ (der ‚kleinen, besseren Hälfte‘) wegreisst? Was wird aus ihm? Was wird aus mir?»

Wie die Presse berichtete, hat Solschenizyn diesen April Natalja Swetlowa geheiratet, mit der er zwei Kinder hat — den dreijährigen Jermolai und den noch ganz kleinen Ignat.

Mit dem Manuskript ging es noch immer nicht voran. Es ist nicht so einfach, vom Parteichef das «Gut zum Druck» zu bekommen! Chruschtschow fuhr im Spätsommer zur Erholung auf die Krim; der «Iwan Denissowitsch» lag zusammen mit Twardowskij's und anderen Urteilen beim Referenten Lebedew. Es wurde September 1962, das Schuljahr fing wieder an, Solschenizyn nahm seine Lehrtätigkeit wieder auf. Chruschtschow reiste aus der Krim in den Kaukasus-Kurort Gagra. Lebedew begleitete den amerikanischen Dichter Frost ebenfalls dorthin. Beim Treffen zwischen Chruschtschow und Frost brachte Lebedew das Gespräch auf Solschenizyn's Novelle, und Mitte September durfte er sie Chruschtschow und Mikojan, der auch in Gagra weilte, vorlesen.

Stille Missbilligung im ZK — Chruschtschow billigt trotzdem

«Iwan Denissowitsch» gefiel Chruschtschow, aber er riskierte in dieser heiklen Sache keinen einsamen Entschluss — die offizielle Erlaubnis des ZK der KPdSU war erforderlich. Am 21. September rief man Twardowski aus dem Zentralkomitee an und verlangte «auf morgen» 20 Exemplare der Novelle. Wo sollte man sie hernehmen?

Twardowski schaffte es, die Druckerei der «Iswestija», wo auch seine Literaturzeitschrift gedruckt wird, zu überreden, und an vier Maschinen stellte man in Nachtschicht den Satz der Novelle her; Redaktionsmitglieder und vier Korrektoren arbeiteten ebenfalls die ganze Nacht durch. Am Morgen wurden die 20 Exemplare ins ZK gebracht. Weshalb benötigte man sie dort? Weil Chruschtschow sich noch nicht dazu durchgerungen hatte, die Druckerlaubnis für die No-

velle zu geben, und sich mit zwanzig namhaften ZK-Mitgliedern beraten wollte?

Am 23. September fuhr Chruschtschow nach Zentralasien.

Schliesslich kehrte er nach Moskau zurück; an einer Sitzung des Präsidiums des ZK stand endlich Solschenizyn's Novelle auf der Tagesordnung. Wie Natalja Reschetowskaja berichtet, schwiegen die hohen Funktionäre, als Chruschtschow fragte, ob man sie drucken sollte. Er liess aber Twardowski kommen und erlaubte ihm, den «Iwan Denissowitsch» zu veröffentlichen. Dabei erzählte er Twardowski auch, es sei angeregt worden, die Lageradministration in der Novelle gütiger zu zeichnen, aber er, Chruschtschow, habe darauf erwidert: «Was ist das dann — ein Kurort?»

In der Redaktion des «Nowyj mir» jubelten alle. Als die Korrekturabzüge der Zeitschrift ins Glawlit (die offizielle Zensur-Instanz) gebracht wurden, war man dort erstaunt und rief bei der Redaktion des «Nowyj mir» an; noch grösser wurde das Erstaunen, als man erfuhr, dass Chruschtschow persönlich die Veröffentlichung der Novelle gebilligt hatte.

Wie ich später von Dutzenden von Leuten gehört habe (z. B. auch von Simonow), argumentierte Chruschtschow folgendermassen: Wir publizieren jedes Jahr Tausende von Erzählungen, Novellen und Romanen. Was, wenn wir einmal eine ideologisch nicht ganz konsequente durchgehen lassen? Damit haben wir auf Jahre hinaus einen Trumpf gegenüber dem Westen; wenn man uns von dorthen Vorwürfe macht wegen unserer Literaturpolitik, können wir immer sagen: «Ja und der ‚Iwan Denissowitsch‘?!»

Das Ende der Liberalisierung

Mit dieser Novelle begann die Freundschaft zwischen Solschenizyn und Twardowski, die bis zum Tode des letzteren dauerte. Twardowski erreichte es, dass noch einige kleine Erzählungen von Solschenizyn gedruckt wurden, aber seine Theaterstücke und vor allem die berühmten Romane «Krebsstation» und «Der erste Kreis», die Twardowski ebenfalls veröffentlichen wollte, wurden kategorisch abgelehnt. Die Parteiführung rutschte stark nach «rechts» ab. Im ZK unter Breschnevs Führung wollte man von der Herausgabe solcher Romane überhaupt nichts hören. Eine wenig ruhmvolle Position nahm auch der Präsident des Schriftstellerverbandes, Konstantin Fedin, ein. Und Scholochow forderte in einem Brief ans Sekretariat des Schriftstellerverbandes (Ende der sechziger Jahre), man solle, wie er sich ausdrückte, «Solschenizyn nicht an die Feder heranlassen».

Aber all die wahrheitsscheuen Politiker und Literaten vermochten Solschenizyn nicht verstummen zu lassen. Seine Bücher wurden weltberühmt, und zuhause kennt man sie auch; ungeachtet des Verbots sind viele Exemplare über die Grenze zu seinen russischen Lesern gekommen. Vor allem war und bleibt die Uebermittlung seiner Werke über das Radio bedeutsam.

Zum Schluss ihrer Erinnerungen führt N. Reschetowskaja die letzten Worte aus dem Brief eines nicht genannten Freundes (wohl Twardowski's) an Solschenizyn an: «Nun, Gott gebe Ihnen das Beste im Leben! Und Gott möge Ihnen helfen! Denn Ihr Weg wird nicht leicht sein.»